

KATRIN LEHNERT, Die Un-Ordnung der Grenze. Mobiler Alltag zwischen Sachsen und Böhmen und die Produktion von Migration im 19. Jahrhundert (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 56), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2017. – 461 S., geb. (ISBN: 978-3-96023-005-2, Preis: 64,00 €).

Marie Emilie war katholisch getauft, besuchte in den 1840er-Jahren aber die protestantische Schule in Oppach. Eine solche Praxis war dazumal nichts Außergewöhnliches, denn für Katholiken standen im protestantischen Sachsen nicht überall passende Bildungsangebote zur Verfügung. Als dann aber der neue Lebenspartner der Mutter wünschte, dass Marie Emilie katholisch erzogen werde, schlug der Pfarrer die Schule von Schirgiswalde vor. Doch die Mutter entschied sich für die katholische Schule im böhmischen Fugau (tsch. Fukov); da könne die Tochter bei Verwandten wohnen. Freilich wurde das Kind mitnichten am Schulort einquartiert, sondern passierte auf seinem Schulweg tagtäglich die sächsisch-böhmische Grenze. Das hatte Vorteile: Drüben war weniger Schulgeld fällig und die Schulpflicht endete zwei Jahre früher als in Sachsen (nämlich mit Vollendung des zwölften Lebensjahres).

Dies ist die Kurzfassung einer der zahlreichen Episoden, die Katrin Lehnert in ihrer Studie als Beispiele für die alltägliche, oft grenzüberschreitende Mobilität in der Oberlausitz im 19. Jahrhundert zusammengetragen hat. Ihr Untersuchungsfeld ist jenes Dreiländereck, in dem das Königreich Sachsen, das zur Österreichisch-Ungarischen Monarchie zählende Böhmen und das preußische Schlesien (das hier allerdings bloß gestreift wird) aneinanderstießen. In der Region hatten immer wieder die Zugehörigkeiten zu adligen Herrschaften, kirchlichen Verwaltungseinheiten und Landesfürsten gewechselt, sodass die Untertanen mal der sächsischen, mal der böhmischen Krone unterstanden – und dabei zugleich kirchlich dem anderen Land zugeordnet sein konnten. Sehr speziell waren die Verhältnisse in und mit den katholisch geprägten Enklaven Schirgiswalde und Niederleutesdorf, die (bis 1845) bei Böhmen verblieben, nachdem die Oberlausitz 1635 an Kursachsen gegangen war. Noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts stritten Sachsen und Österreich über Zuständigkeiten und Grenzverläufe. Selbst manch staatlichem Repräsentanten vor Ort war nicht immer geläufig, wo genau die zu sichernde Grenze verlief. Umso weniger, so die Autorin, waren die Verhältnisse in den Mental Maps der Bevölkerung verankert. Zumal die staatlichen Grenzen oft in Konkurrenz zu gewachsenen sozialen, wirtschaftlichen, konfessionellen oder sprachlichen Verbindungen standen. Leitidee der vorliegenden Studie ist jedenfalls, „dass auch im 19. Jahrhundert nicht vorausgesetzt werden kann, dass die zeitgenössische Bevölkerung ein Bewusstsein für die Existenz der Staatsgrenze und somit für das Grenzgebiet als solches besaß“ (S. 64). Das mag mit ihrem Anspruch quasi auf Allgemeingültigkeit („die zeitgenössische Bevölkerung“) eine etwas gewagte Annahme sein; doch bringt die Autorin zahlreiche Belege bei, die zeigen, wie die Bewohner – vor allem stehen „unterbäuerliche Schichten“ im Fokus – es mit den Staatsgrenzen hielten: Sie akzeptierten sie, wo unumgänglich und sie ignorierten sie nach Möglichkeit, wo es ihnen für die Alltagsgeschäfte nützlich erschien. Dass staatliche Mobilitäts- und Grenzkontrollen erst allmählich zur Regel und perfektioniert wurden, kam diesem pragmatischen Grenzverständnis entgegen.

Die Autorin analysiert und schildert die Region in fünf Kapiteln als konfessionellen Raum, als Wirtschaftsraum, als politischen Raum, als sozialen sowie schließlich als ethnisierten Raum und arbeitet jeweils spezifische Mobilitätspraktiken als Belege für den „Eigensinn der Akteure“ (S. 41) heraus. In den Blick genommen werden der gegebenenfalls grenzüberschreitende Kirchen-, Schul- oder Wirtshausbesuch ebenso wie die oft saisonal getakteten Wanderungen der Knechte, Mägde und Kuhhirten. Bei ihnen wechselten mobile Lebensabschnitte mit solchen der Sesshaftigkeit. Sesshaft

wurde man meist erst mit der Heirat – eine Faustregel, die naturgemäß nicht galt für den Wander- oder Hausierhandel; vom Landstreicher- und Räuberwesen ganz zu schweigen. Einerseits wurden Grenzen akzeptiert, wo sie nicht hinderten. Wenn sich freilich die nächstgelegene Mühle im Nachbarland befand, sodass auf dem Hinweg das Getreide und auf dem Rückweg das gemahlene Mehl zu verzollen war, so leuchtete diese Logik nicht jedermann ein. Es bildeten sich regelrechte Schmuggler-Routen heraus; der „Pascherwinkel“ zwischen Oberleutersdorf und dem böhmischen Niederleutersdorf war geradezu legendär. Einen Attraktivitätsschub erhielt das Schmuggeln 1834, als Sachsen Mitglied des Deutschen Zollvereins wurde, Österreich aber nicht.

Lehnert zeichnet das Bild einer latenten Mobilität weiter Bevölkerungsteile. Dabei widmet sie sich in erster Linie der gewissermaßen alltäglichen, eher kleinräumigen Mobilität. Die „Produktion von Migration“, die im Untertitel der Arbeit aufscheint, steht nicht für eine definitive Abwanderung inklusive Wohnsitzwechsel. Insofern ist die Studie, eine überarbeitete Dissertation an der Fakultät für Kulturwissenschaften der Ludwig-Maximilians-Universität München, ergänzend zur 2014 von Lutz Vogel vorgelegten Arbeit „Aufnehmen oder Abweisen? Kleinräumige Migration und Einbürgerungspraxis in der sächsischen Oberlausitz 1815–1871“. Beide Arbeiten entstanden im Rahmen eines Projekts am Dresdner Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde.

Freilich treten kleinräumige und weiter ausgreifende Mobilität bisweilen nebeneinander auf – zumal im letzten Drittel des Jahrhunderts, als die „Leutenot“ in der Landwirtschaft durch die Sogwirkung der Industrie gravierender wird und zunehmend Landarbeiter aus dem Osten rekrutiert werden. In diesem Kontext macht Lehnert verstärkt Anzeichen von Ressentiments und Fremdenfeindlichkeit aus; wobei nicht „der Fremde“ als solcher als bedrohlich empfunden wird; dies wird er erst dort, wo er als direkter Konkurrent auf dem Arbeitsmarkt auftritt. Die Italiener, die als Fachleute mit dem Eisenbahnbau in die Region kamen, erfüllten dieses Kriterium anscheinend nicht. Zumindest schweigen hierzu die Quellen.

Mit den Quellen ist es ohnehin so eine Sache. Die „größtenteils undokumentierte Mobilität ländlicher Unterschichten“, erläutert die Autorin, „stellte eine Herausforderung für den auf Erfassung und Kontrolle der Bevölkerung fixierten Staat des 19. Jahrhunderts dar“ (S. 295). Und man kann wohl ergänzen: Eine Herausforderung ist die Quellenlage auch für die Forschung. Meist finden „unterschichtliche Bevölkerungsteile“ in zeitgenössischen Schriftstücken nur dann Erwähnung, wenn etwas gegen sie vorlag oder wenn Handlungsbedarf diagnostiziert wurde: Polizeiakten, Dienstbücher der Grenzer, Pfarrberichte, Verfügungen zu Anti-Bettel- oder Anti-Schmuggel-Maßnahmen ebenso wie Zeugnisse im Umfeld von Armen- und Heimatrecht müssen gleichsam gegen den Strich gebürstet werden, um als Quellen zu taugen. Daneben zog Lehnert für ihre Untersuchung auch eine Fülle an Arbeitsbüchern, Statistiken und Zeitungsberichten heran. Selbst aus dem „Pascherfriedel“, einer „Erzählung aus der Schmugglerzeit der Oberlausitz“, destilliert sie sachdienliche Hinweise. Entstanden ist aus all dem eine stoffreiche, gut lesbare Arbeit, in der zielgenau analysierte Einzelbeobachtungen zur „dichten Beschreibung“ (Clifford Geertz) choreografiert sind.

Eine Beckmesserei sei dem Rezensenten abschließend noch gestattet: Um zu zeigen, dass Frauen – entgegen einer landläufigen Meinung – nicht nur als abhängige Familienmitglieder mobil waren, sondern oft auch auf eigene Rechnung, führt die Autorin ziemlich konsequent stets sowohl die männliche als auch die weibliche Form diverser Personengruppen an. So begegnen auf Seite 168 Schmuggler/innen, Tagelöhner/innen, Inwohner/innen, Weber/innen, Dorfkrämer/innen sowie Zwischenhändler/innen. Man rätselt, weshalb ausgerechnet den „Zeitgenossen“ (ebenda) das weibliche Pendant versagt bleibt.